



Wenn Mama Drogen nimmt

Die Hilfe für suchtkranke Mütter und ihre Kinder ist in der Schweiz lückenhaft. Betroffene erzählen.

Annika Bangerter

Schätzungsweise jede 30. Mutter eines minderjährigen Kindes in der Schweiz trinkt übermässig, raucht Cannabis oder nimmt andere Drogen. Bis Clara* 25 Jahre alt war, rührte sie nichts davon an. Nach ihrer Scheidung rauchte sie ihren ersten Joint. Es folgte das Kokain. Zuerst schnupfte sie es, dann begann sie es zu spritzen. Es putschte sie auf, um morgens zur Arbeit zu gehen, sich um die Kinder zu kümmern, die Abendschule zu besuchen und bis spät in die Nacht zu lernen. Der Preis dafür war hoch: Clara, damals Mutter von vier Kindern, wurde abhängig.

Clara ist eine von 21 Frauen, die im Rahmen einer Untersuchung der Stiftung Sucht Schweiz Auskunft über ihre Erfahrungen und Schwierigkeiten als suchtabhängige Mutter gegeben haben. Der Bericht beinhaltet den Schweizer Teil des Projekts «Kinder, deren Eltern Drogen konsumieren» der Pompidou-Gruppe des Europarats.

Bereits der Grossvater von Clara konsumierte Morphin und später Heroin. Suchtkrank war auch der Vater. Er, ein Anästhesist, war medikamentenabhängig, gewalttätig und missbrauchte Clara. Ihr Fall ist typisch für suchtkranke Frauen. Verglichen mit suchtkranken Männern haben sie als Kinder häufiger Ge-

walt, Missbrauch oder Vernachlässigung erlebt und sind öfters in einer Familie mit Suchtproblemen aufgewachsen. Transgenerationale Übertragung nennen Fachleute Letzteres.

Die Mutterschaft ist Chance und Risiko

Nach ihrer Scheidung bekommt Clara mit zwei unterschiedlichen Partnern drei weitere Kinder. Während der Schwangerschaft wirken Alkohol und Drogen auf das ungeborene Kind ein. Die Folgen sind oft schwerwiegend. Die meisten der Befragten gaben an, dass sie ihren Konsum in dieser Zeit stark verringert oder eingestellt haben. Heroinsüchtige berichteten von einer Substitutionsbehandlung.

Wem es nicht gelang, während der Schwangerschaft abstinenz zu leben, den plagten starke Schuldgefühle. Etwa Carmen*, 31 Jahre, deren Sohn nach der Geburt einen Entzug durchmachen musste: «Ich denke, dass ich mir das mein ganzes Leben lang vorwerfen werde.» Das bestätigt auch Amélie*, 54 Jahre: «Du bezahlst dein ganzes Leben lang sehr teuer für das, was du getan hast.»

Lara*, 32 Jahre alt, sagt hingegen, sie habe mit dem Kokain aufgehört, als sie von ihrer Schwangerschaft erfuhr. Heute rauche sie nur noch gelegentlich einen Joint: «Es war mein Sohn,

der mich aus all dem herausgeholt hat. Er hat mich gerettet.»

Laras Geschichte ist der Idealfall. Die Studienautorinnen weisen zwar darauf hin, dass die befragten Mütter ihre Kinder immer wieder als treibende Kraft bezeichneten, um ihre Suchtprobleme anzugehen und davon loszukommen. Studien würden zudem zeigen, dass suchtkranke Frauen während und nach der Schwangerschaft positive neuronale und körperliche Prozesse durchmachen. Deshalb sei es wichtig, sie so früh wie möglich zu begleiten.

Doch die neue Lebenssituation als Mutter birgt auch grosse Risiken. Sich um kleine Kinder zu kümmern und gleichzeitig die eigene Sucht im Griff zu haben, kann die Kräfte übersteigen. Eine solche Überlastung, aber auch Schuldgefühle oder Stigmatisierung können zu Rückfällen oder gar zu vermehrtem Konsum führen.

Für die Kinder ist dies verheerend. Sie geben oft sich die Schuld dafür und haben häufig niemanden, dem sie sich anvertrauen könnten. Scham und soziale Isolation prägen auch sie. Das zeigt sich selbst auf dem Spielplatz, wenn andere Eltern nicht wollen, dass ihr Kind mit dem der abhängigen Mutter spielt. «Meine Tochter hat besonders darunter gelitten. Dass ich dieses Problem hatte und sie

deswegen nicht wie andere Kinder Freunde finden konnte», sagt Clara. In der Wahrnehmung der anderen war das Mädchen vor allem eines: die Tochter einer Drogensüchtigen.

Kinder von suchtkranken Eltern müssen zudem früh Verantwortung übernehmen. Lia*, 14 Jahre, sagt über ihre Eltern: «Sie sind wie Kinder, man muss ihnen alles sagen, alles aufräumen. Man muss aufpassen, dass sie nicht den Herd anlassen oder so was.» Oft kommen Sorgen um die suchtkranken Eltern

«Ich traute mich nicht, meine Mutter mehrere Stunden allein zu lassen.»

Marie*
Tochter einer suchtkranken Mutter

dazu. «Ich hatte ständig Angst, dass meiner Mutter etwas zustossen könnte, also war ich ständig bei ihr, ich traute mich nicht, sie mehrere Stunden allein zu lassen», erzählt Marie*, 22 Jahre, über ihre Teenagerzeit.

Entsprechend wichtig ist es, dass Familien mit suchtkranken Eltern professionelle Hilfe bekommen. Doch die Umfrage von Sucht Schweiz zeigt: Die Angst, Unterstützung zu suchen, ist gross. Auch gegenüber den Suchtberatungsstellen. Viele der Befragten befürchten, dass sie dadurch das Sorgerecht für ihre Kinder verlieren könnten. Auch Clara suchte die Stelle nicht aus eigenen Stücken auf: «Wenn meine Tochter mich nicht gepackt und dorthin geschleppt hätte, weiss ich nicht, ob ich gegangen wäre.»

Zu viele Fachleute, zu wenig Absprache untereinander

Eine Familie mit suchtkranken Eltern hat häufig vielschichtige Probleme. Aufgrund dieser Komplexität kommen zahlreiche Fachleute ins Spiel. Zu viele für manche Befragte. Nicht alle Fachpersonen würden denselben Standpunkt vertreten, und es mangle an Koordination, halten auch die Studienautorinnen fest. Das führt zu Verwirrung, Stress und Unsicherheit seitens der Frauen. Amélie*, 54 Jahre, sagt dazu: «Wenn man als El-

ternteil ein Problem mit Drogen hat, hat man 15 000 Termine an verschiedenen Orten. Ich träume davon, dass es einen Ort gibt, an dem alles zusammenkommt.»

Des weiteren betonten die befragten Frauen, wie wichtig es für sie im Falle eines stationären Aufenthaltes ist, ihre Kinder dorthin mitnehmen zu können. Gemäss den Studienautorinnen gibt es nur in einigen Regionen solche Institutionen, in anderen fehlen sie komplett. Das kann gravierende Folgen haben: «Mütter, die ihr Kind nicht mitnehmen können, verzichten auf die Behandlung oder verzögern sie», schreiben die Autorinnen.

Nicht nur sei das stationäre und ambulante Betreuungsangebot für suchtkranke Mütter in der Schweiz lückenhaft. Auch gäbe es nur sehr wenige Möglichkeiten, ein Kind vorübergehend betreuen zu lassen, ohne das Sorgerecht zu gefährden, schreiben die Autorinnen. Sie empfehlen Entlastungseinrichtungen, in denen für die Kinder einige Tage oder Wochen gesorgt wird. Das Ziel müsse sein – so die Studienautorinnen – die suchtkranke Mütter derart zu unterstützen, dass der Teufelskreis der vererbten Suchtprobleme durchbrochen wird.

*Alle Namen wurden von den Studienautorinnen geändert